

Analyse

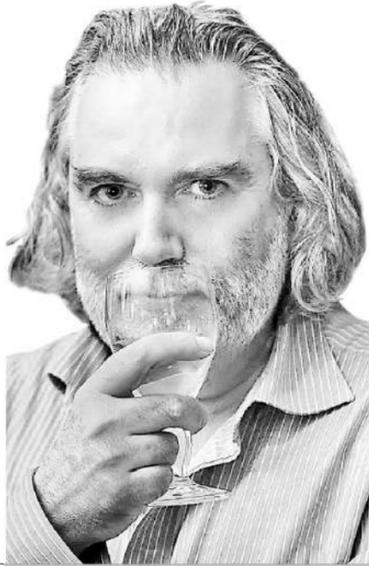
Jim Murray Der Engländer hievt in seiner Whiskybibel einen Single Malt aus Fernost an die Weltspitze. Von Thomas Widmer

Whiskygott beglückt Japan

Schottland ist nach dem Nein zur Abspaltung von Grossbritannien gerade erst zur Ruhe gekommen - und schon ist da die nächste Turbulenz. Dies in Gestalt eines 56-jährigen Engländer, der gern einen Panamahut trägt, was ihm zusammen mit dem weissen Bart und den Wasseräuglein eine Bohème-Aura verleiht.

Jim Murray sieht sich als Whiskygott. Das belegt der Name seines jährlich erscheinenden Bewertungsbuches, «Jim Murray's Whisky Bible». Die Ausgabe 2015 des Standardwerks erscheint diese Woche. Bereits aber hat die «Daily Mail» vermeldet: Weltbesten Whisky ist diesmal einer aus Japan. Und: Unter den Top Five ist kein einziges schottisches Destillat.

Murray kritisiert, die Branche in Schottland, dem Herzland des Whiskys, stagniere: «Wo gibt es derzeit einen Blend mit verblüffenden



Tiefenschichten? Wo sind die Malts, die einen auf eine haarsträubende Reise durch düster-dunkle Lagerkeller nehmen?» Hingegen attestiert er seinem neuen Liebling, dem «Yamazaki Single Malt Sherry Cask 2013» aus Japan, «fast ungläublichen Genius». Er sei «rund wie eine Billardkugel».

Die Reaktionen aus den Highlands klingen trotzig: «Schottland wird immer der Topproduzent für Whisky bleiben», schreibt einer online. Ein anderer warnt vor den Japanern: «Erinnert euch, wie sie unsere Maschinen-, Auto- und Motorradindustrie zerstörten, indem sie zuerst kopierten, dann verbesserten und die Preise unterboten. Schottland, hüte dich!» Ein Dritter wird gemein: «Hat einer den japanischen Sieger auf radioaktive Strahlung getestet?»

Murray war einst Journalist. Er debütierte bereits als Teenager

und schrieb später für grosse englische Blätter. Man schickte ihn nach Schottland, wo er den Whisky lieben lernte. 1992 verliess er den angestammten Beruf und wurde der weltweit erste Whisky-Vollzeit-Publizist. Seither hat er wohl mehr Destillerien besucht als jeder andere Mensch, und er hat vielbeachtete Bücher verfasst.

Heute ist er eine Marke. Ein Marktbeweger. Rund 1300 Destillate degustiert er pro Jahr neu. Ein Team assistiert ihm beim Testen für seine «Bibel», deren Auflage gut eine halbe Million Exemplare beträgt. 100 Punkte kann ein Whisky in dem Buch mit rund 4000 Einträgen erreichen, je 25 in den Schlüsselkategorien Nase, Mund, Finish, Balance. Der siegreiche Japaner bringt es auf 97,5 Punkte. Glücklicherweise jetzt noch eine Flasche zu gut 150 Franken kaufen kann; nur wenig von dem edlen Stoff kursiert.

Man kann Murray für eine Degustationsveranstaltung buchen; freilich bestimmt er die Regeln: totales Rauch- und Essverbot. Kein Parfüm und Rasierwasser an den Teilnehmern. Eis im Whisky «unter keinen Umständen». Fotografieren darf man, sofern man nicht zu aufdringlich wird. Hingegen sind Film- und Tonaufnahmen strengstens verboten.

So ist Whisky für Murray, der heute abwechselnd in England und Amerika lebt, vielleicht immer noch ein Vergnügen, sicher aber ein gutes Geschäft. Seine Reisen führen ihn an immer neue Orte. Vor vier Jahren entdeckte er in einem Whiskyentwicklungsland einen Whisky «von ungeheurem Ausmass», der ihm «tiefe Ehrfurcht» einflösste. Es war der «Säntis Malt, Edition Dreifaltigkeit» aus Appenzell Innerrhoden, Schweiz. Jim Murray mag es exotisch.

Feind im Inneren Kandidiert Hillary Clinton wieder als amerikanische Präsidentin, muss sie zuerst sich selber besiegen. Von Jean-Martin Büttner

Die steife Kontrolleurin

Sie ist so bekannt, dass man sie mit Vornamen nennt. Sie hat sich als Kandidatin so gut etabliert, dass niemand fragt, ob sich Hillary wieder um die amerikanische Präsidentschaft bewirbt, sondern wann sie ihre Kandidatur ankündigt. Die wenigsten Konkurrenten und Konkurrentinnen in der Demokratischen Partei denken auch nur daran, gegen sie anzutreten. Für die Parteiführung ist immer noch klar, dass sie die besten Wahlchancen hat. Selbst die Republikaner, die sie seit Beginn ihrer politischen Karriere hassen und bekämpfen, nehmen sie als Gegnerin ernst.

Das hat gute Gründe. Hillary Clinton ist eine brillante Juristin, sie kennt die Dossiers, sie gilt als furchtlose Angreiferin. Sie kann charmant und schlagfertig sein. Sie ist weit vernetzt, bestens für den Wahlkampf finanziert und gegen Angriffe, Skandale und Diffamierungen gestählt. Sie hat sich als Senatorin von New York acht Jahre lang bewährt und ihr Land als Aussenministerin so konsequent

Der Widerwille, sich klar zu positionieren, gründet in ihrer Angst vor taktischen Fehlern.

vertreten, dass selbst die Rechte beeindruckt war. Noch nie waren die Chancen einer amerikanischen Politikerin so gross, als erste Präsidentin ins Weisse Haus zu ziehen. Selbst die Wahlniederlage ihrer Partei im Parlament könnte ihr nützen, weil sie keine Rücksicht mehr auf Barack Obama nehmen müsste. Warum also halten die Zweifel an ihrer Kandidatur an, was könnte ihr am meisten schaden, wer steht ihr noch im Weg? - Sie selber.

Wofür steht sie genau?

Das liegt zunächst am Überdruß, der sich bei ihrem Namen einstellt - nicht Hillary, aber Clinton. So beliebt ihr Gatte geblieben ist, so ungerecht die Bevölkerung seine Demütigung in der Lewinsky-Affäre empfand, so sehr missfällt der Öffentlichkeit die Vorstellung, bei der nächsten Präsidentschaftswahl eine clintonsche Dynastie zu befestigen. Zu aufdringlich hat

sich die Familie in die Öffentlichkeit gedrängt, zu selbstgerecht ihre Meinung in zu dicken Büchern ausgewallt. Paradoxerweise weiss die Wählerschaft trotzdem nicht, wofür Hillary Rodham Clinton genau steht. Sie sei eine exzellente Aussenministerin gewesen, schreibt die «Washington Post», tue sich aber schwer, ihren Ansatz zu definieren. Auch ihre letzte Rede zur Innenpolitik klinge erstaunlich vage für eine kommende Präsidentschaftskandidatin. Was sie sage, könne auch den Republikanern gefallen, ohnehin stehe sie der Wallstreet zu nahe, um glaubhaft den Wiederaufbau der Mittelklasse zu versprechen. Der Widerwille, sich klar zu positionieren, gründet in ihrer Angst vor taktischen Fehlern. Er schadete ihr schon vor sieben Jahren in der demokratischen Ausmarchung, als Clinton gegen Obama unterlag. Der Unverbrauchte hatte die Erfahrene abgehängt.

Misstrauisch auf Vorrat

Hinter solchen Unstetigkeiten, die den Eindruck einer Opportunistin verstärken, orten politische Beobachter ein übersteigertes Kontrollbedürfnis: Hillary Clinton möchte sicherstellen, dass alles genau so läuft, wie sie es geplant hat. Ihre Niederlage von 2008 hat ihre Übervorsicht noch verstärkt. Sie bleibt der Presse gegenüber notorisch misstrauisch, umgibt sich mit Eingeschworenen und hat dank ihren Beziehungen und mit starkem politischem Druck erreicht, dass ein Dokumentarfilm über ihre Karriere gar nicht erst zustande kam. Bald gibt sie die Frau aus Eisen, die der Welt Amerika beibringt, dann wieder schaltet sie das elterliche Mitgefühl auf.

Das tun auch andere, das tat auch Obama; der Unterschied liegt darin, dass man ihr die Inszenierung anmerkt. Ihre Auftritte wirken oft künstlich.

Sie sei keine geborene Politikerin, sagt «Watergate»-Reporter Carl Bernstein, der eine inoffizielle Biografie über sie verfasst hat. «Sie wirkt viel steifer, viel einstudierter, bisweilen schulmeisterlich.» In vielem sei sie selber ihr ärgster Feind. Ob sie die richtige Person sei, fragte ihn «Der Spiegel», um die Amerikaner wieder zu einen. «Sie sollte endlich zeigen, wer sie wirklich ist», gab Bernstein zurück.

Das war vor sieben Jahren.



Eine Öffnung im Stadtkörper: Der New Yorker Central Park, Vorbild für die Zürcher Kasernenwiese. Foto: Mario Tama (Getty Images)

Stadtplanung Braucht Zürich einen Central Park? Unbedingt. Auch wenn er nur die Bonsai-Version des Originals ist. Von Beat Metzler

Perfekt eingeparkt

Zürchs herrschaftlichster Park gehört den Toten: der Friedhof Sihlfeld, geometrisch gestaltet, kariert durch linealgerade Alleen.

Die Anlage gefällt auch den Lebenden. Ihre Grosszügigkeit verschafft Besuchern die Illusion, Pariser Luft zu atmen - solange man die Gräber rundherum ausblendet.

Zürich preist sich als grüne Stadt. Doch in ihrer Ausdehnung und Ausgestaltung bleiben die hiesigen Pärke zurückhaltend. Das Kasernenareal soll dies ändern. Dort wird ein «Central Park» entstehen, das haben Stadt und Kanton angekündigt.

Der Vergleich klingt vermessen. Die Kasernenwiese passt über 100-mal in den New Yorker Central Park, sie wird höchstens zur Bonsai-Version des berühmten Vorbilds. Kritiker vermissen auf der Kaserne «den grossen Wurf». Sie deuten das Gerede vom «Zürcher Central Park» als Versuch, planerisches Versagen schönzureden. Dabei schlummert im Leerlassen der Wiese revolutionäres Potenzial.

Es ist kein Zufall, dass Zürich seine prächtigste Grünanlage den Toten widmet. Die Lebenden scheinen sie nicht zu brauchen. Es gibt keinen Ort

in der Stadt, von wo man nicht in einer Viertelstunde den Waldrand oder das Seeufer erreicht. Zürich liegt eingebettet in eine Landschaft, die aussieht, als hätten Gartenplaner sie entworfen.

Dazu kommt, dass in Zürich keine Könige regierten. Es waren die Monarchien, welche die ersten grossen Pärke bauten - nachgebildete Natur, in der sich die Adligen austoben.

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts wandelten die wachsenden europäischen Metropolen ihre Adelspärke in «Volksgärten» um. Diese gaben den Bewohnern ein Stück vom Grün zurück, das sie durch den Umzug in die Stadt verloren hatten. Und sie milderten soziale Gegensätze, indem sie auch den Arbeitern sonntägliches Picknicken ermöglichten.

Gefährdetes Grün

Doch Pärke brauchen Schutz. Sie sind weisse Leinwände im Stadtgrau, regen Überbauungsfantasien an. So versuchten Investoren immer wieder, Teile des New Yorker Central Park zu besetzen. Alle Vorhaben scheiterten am Widerstand der Anwohner.

Zum Glück. Pärke sind mehr als urbane Lufferfrischer und Naturersatz.

In ihnen kristallisiert sich der Charakter eines Ortes. Nie lernt man mehr über eine Stadt, als wenn man einen Nachmittag im Park vertändelt.

So spiegeln die Pärke den radikalen Wandel, den Zürich in den letzten 30 Jahren durchgemacht hat: von steifen Verbotsgebieten («Rasen betreten verboten!»), zu Todeszonen des Drogenkonsums, zu familiären Spasswiesen, auf denen Wegwerfgrills das Gras verkohlen.

Die Kasernenwiese - eingeklemmt zwischen City und Kreis 4 - bietet die perfekte Parklage. Es tut sich viel in der Gegend. Über die Europaallee wächst die Innenstadt ins frühere Arbeiterquartier hinein, die Mieten steigen. Am echten Central Park hat eine noch radikalere Verteuerung stattgefunden, seit Jahrzehnten schnellen die Preise nach oben. Trotzdem ist weder Friedhofsruhe noch adlige Gepflegtheit eingekehrt. Der Central Park bleibt ein demokratischer Volksgarten.

Pärke schlagen Öffnungen in den durchkontrollierten städtischen Raum. Eine solche kann das Zürcher Zentrum bestens gebrauchen - auch wenn der Uetliberg so nah scheint.